

## Editorial: Lehrprofession: Ausbildung, Praxis und Entwicklung

**Thérèse Thévenaz-Christen und Danièle Périsset**

Die dritte Ausgabe der Schweizerischen Zeitschrift für Bildungswissenschaften von 2009 ist untypisch. Es liegt ihr nämlich kein bestimmtes Thema zugrunde, die Redaktion hat sich vielmehr zum Ziel gesetzt, auf das Ergebnis der Analyse von *Criblez* und *Manz* (siehe Nummer 3/2008) zu reagieren, welche diese anlässlich des 30-jährigen Bestehens der Zeitschrift durchgeführt hatten. Bezüglich der Weiterentwicklung der Erziehungswissenschaften und der Zeitschrift haben diese Autoren/innen zwei zentrale Aspekte unterstrichen: die Wichtigkeit, mit den akademischen Vertretern der Erziehungswissenschaften engere Beziehungen zu unterhalten und der an den Pädagogischen Hochschulen durchgeführten Forschung systematischer einen Platz einzuräumen. Um letzterer Perspektive zu folgen, hat sich die Redaktion zum Ziel gesetzt, der aktuellen Forschung in der Schweiz, die an universitären und/oder Lehrerbildungsinstitutionen jüngst entstanden ist, eine Ausgabe zu widmen. Um die Beziehungen zwischen der Zeitschrift und den Universitäten zu vertiefen, haben wir uns an einige junge Forscherinnen und Forscher gewendet, die kürzlich ihre Dissertationen im Bereich der Erziehungswissenschaften abgeschlossen haben oder daran sind dies zu tun. Die Auswahl, die wir getroffen haben, sollte gewährleisten, dass die Autorinnen und Autoren in gewisser Weise repräsentativ für den Nachwuchs in diesem Bereich sind. Zudem wollten wir eine Verbindung zu Forschenden unterschiedlicher Hochschulinstitute herstellen und, wenn immer möglich, besonders interessante Studien aus dem Schnittbereich zwischen den universitären und berufsbildenden Instituten vorstellen.

Auf diesem Weg ist eine Auswahl aktueller Schweizer Beiträge zustande gekommen. Wir stellen fest, dass die Beiträge je nach Region aus unterschiedlichen institutionellen Kontexten stammen. Tatsächlich wurden die Beiträge aus der Romandie vor allem vom akademischen Nachwuchs der Erziehungswissenschaften der Universität Genf verfasst. Zwar besteht ein Bezug zu den Pädagogischen Hochschulen (PH), aber die hier vorgestellten Arbeiten sind vorwiegend universitär verankert. In der deutschsprachigen Schweiz sind es hingegen vorwiegend (junge) Forschende der Pädagogischen Hochschulen, die dem Aufruf der Red-

aktion gefolgt sind. Die Tatsache, dass diese Arbeiten nicht auf Kooperationen zwischen verschiedenen Instituten beruhen, kann man dahingehend deuten, dass die Möglichkeiten der PH's Beziehungen zu den Universitäten zu knüpfen, in der Deutschschweiz begrenzt sind. Allerdings gilt es auch in der französischsprachigen Schweiz, die Beziehungen zwischen den Universitäten und den PH's zu festigen. Das Bild, das wir von der Bildungsforschung in der Schweiz bei der Gestaltung auch dieser Nummer erhalten, ist geprägt von nur schwer überwindbaren regionalen und institutionellen Unterschieden.

Auch wenn der aktuellen Ausgabe der Zeitschrift kein spezifisches Thema zugrunde liegt, so geht doch die Mehrheit der Beiträge auf den Lehrberuf oder die Entwicklungsperspektiven des Lehrberufs ein. Dieses Feld wird aus unterschiedlichen Blickwinkeln angegangen, die es uns ermöglichen, drei Themengebiete zu definieren: 1. die Aus- und Weiterbildung von Lehrpersonen; 2. die Analyse von Unterrichtspraktiken; 3. die Fokussierung gewisser Bildungsinhalte.

Im *ersten Themenfeld* wird die Ausbildung von Westschweizer Sekundarlehrpersonen aus einer historischen Perspektive angegangen. Die diesbezügliche Weiterbildung wird mehrperspektivisch sowohl bezüglich der institutionellen als auch der informellen Angebote analysiert. Im *zweiten Themenfeld* befasst sich eine Studie mit der Praxis des Leseunterrichts auf der Sekundarstufe und eine andere mit der Textproduktion im vierten Schuljahr der Primarstufe. Im *dritten Themenfeld*, in dem es um Bildungsinhalte geht, werden drei Themen auf unterschiedlichen Konzeptualisierungsniveaus angegangen: die interkulturelle Bildung mit dem Vorschlag eines Stufenmodells, eine theoretische Diskussion über die Konzeptualisierung von Vermittlungsprozessen und schliesslich eine Analyse der Entwicklung des prosozialen Verhaltens von Kleinkindern im Alter von 8 bis 24 Monaten. Letztere Studie leistet sowohl einen Beitrag zum Verständnis des Kleinkindes als auch zur Ausbildung von Kleinkinderziehern/innen.

Die unterschiedlichen Beiträge werden im Folgenden kurz vorgestellt und diskutiert. Mit dem Ziel eine konstruktive Diskussion anzuregen, erlauben wir uns eine kritische Darstellung. Sie folgt der oben bereits angekündigten Reihenfolge: zuerst die Aus- und Weiterbildung, dann die beiden Praxisanalysen und schliesslich die Beiträge, welche die inhaltlichen Aspekte betreffen.

Im ersten Themenfeld werden *historische* Aspekte der Lehrerbildung bearbeitet. Nach der Durchsicht der Archive der vier Universitäten der französischsprachigen Schweiz, die Lehrpersonen für die Sekundarstufe ausbilden, zeichnet *Lussi Borer*, zur Zeit Maître d'Enseignement et de Recherche in den Bildungswissenschaften und im neuen Institut Universitaire de Formation des Enseignants (IUFÉ) in Genf, ein gewissenhaft dokumentiertes historisches Portrait der Charakteristiken der Ausbildung von Lehrpersonen der Sekundarstufe im Verlauf des letzten Jahrhunderts. In ihrem Text präsentiert und vergleicht sie unterschiedliche Ausbildungsmodelle, die im Laufe des ganzen 20. Jahrhunderts realisiert wurden: von der vergleichbaren Entwicklung in den verschiedenen Kantonen bis in die 1940er Jahre bis hin zu einer unterschiedlichen Ausrich-

tung, die den politischen Entscheidungen, die Lehrerausbildung für die Sekundarstufe an den Universitäten zu behalten oder sie auszugliedern, Folge leistete. Lussi Borer zeigt auf, wie, trotz der von der EDK seit den 1990er Jahren durch die Bildung der PHs in der Schweiz angestrebten Harmonisierung, ein doppeltes institutionelles Modell der Lehrerbildung weiter besteht, obwohl alle Ausbildungen auf der Tertiärstufe angesiedelt sind: Neben dem PH-Modell haben einige Kantone entschieden, die Ausbildung ihrer Lehrpersonen für die Primarstufe und/oder der Sekundarstufe den Universitäten anzuvertrauen. Die hier vorgeschlagene historische Darstellung erlaubt es den Leser/innen, entscheidende Brennpunkte zu verstehen und aktuelle Herausforderungen der Lehrerausbildung zu begreifen. Um die aufgezeigte Entwicklung vergleichen zu können, wäre es interessant gewesen, eine ähnliche Studie aus der deutschsprachigen Schweiz zu publizieren.

*Kunz Heim* und *Rindlisbacher*, erstere Professorin und letztere wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Pädagogischen Hochschule der Fachhochschule Nordwestschweiz (PH FHNW), analysieren in den Kantonen Aargau und Thurgau die Faktoren, welche das Engagement der Lehrpersonen der Sekundarstufe I für ihre Weiterbildung positiv beeinflussen. Die beiden Autorinnen untersuchen die Teilnahme der Lehrpersonen an der institutionellen und der informellen Weiterbildung. Sie gehen davon aus, dass die informelle Weiterbildung effizienter ist als die institutionelle, da die Teilnahme an letzterer zu stagnieren oder sogar zurück zu gehen scheint. Die an 812 Lehrpersonen durchgeführte Studie ergibt, dass verschiedene Faktoren einen Einfluss auf die Wahl informeller Weiterbildungen zu haben scheinen. Es sind dies bestimmte Konzepte und Werte der Lehrerkollegien an einer Schule, die Praxisgemeinschaft an der Schule, die Anzahl der Zusatzaufgaben, welche die Lehrpersonen übernehmen und die Fähigkeitskonzepte der Lehrpersonen. Die Resultate zeigen, dass es wichtig ist, die Wahl von Weiterbildungen auf der Basis eines multifaktoriellen Modells zu begreifen. Allerdings wurde auch klar, dass das Modell zur Vorhersage der informellen Weiterbildung nicht auf die von Dritten angebotene und von Expert/innen durchgeführte institutionelle Weiterbildung übertragbar ist. Leider wird keine Erklärung für dieses doch wichtige Ergebnis geboten.

Beide Beiträge zur *Unterrichtsforschung* entstammen dem Feld der Französischdidaktik und orientieren sich an einer empirischen, datengestützten Methodik. Ein Schwerpunkt des Beitrags von *Aeby Dagbé* ist das Erklären der methodischen Schritte, die für die Untersuchung der in vier Klassen des neunten Schuljahres im Kanton Waadt beobachteten Unterrichtssequenzen nötig sind. *Dolz*, *Mabillard*, *Tobola Couchepin* und *Vuillet* interessieren sich für die Schwierigkeiten in der Textproduktion von Schülern der vierten Primarschulklasse und für die Art und Weise, wie die Lehrpersonen mit diesen Schwierigkeiten umgehen.

*Aebi Dagbé*, Oberassistentin in Französischdidaktik in den Bildungswissenschaften, nutzt einen sozio-historischen Ansatz, um bei der Analyse des Leseunterrichts verschiedene Aktivitätstypen zu identifizieren. Diese wiederum erlau-

ben es, Instrumente zur Datenreduktion, die schliesslich die Analyse und den Vergleich der in der Klasse beobachteten Unterrichtssequenzen ermöglichen. Dieses methodische Vorgehen führt zu zwei interessanten Ergebnissen: Erstens wird ein Zusammenhang zwischen der Länge der Schülertexte und der Art, wie an die Texte herangegangen wird, beobachtet; zweitens hat die Textsorte (‚klassisch‘ oder ‚modern‘) einen Einfluss auf die Art und Weise, wie an den Text herangegangen wird. Das Ergebnis könnte erstaunen: Bei klassischen Texten werden am meisten unterschiedliche Herangehensweisen beobachtet. Trotz der Vorzüge des gewählten Ansatzes bleibt etwas unklar, auf welche Aspekte die Lernenden aufmerksam gemacht wurden. Abgesehen von den inhaltlichen Erkenntnissen zum Leseunterricht ist dieser Artikel originell in der Genauigkeit, mit der er die methodischen Entscheidungen und unterschiedlichen Analyseebenen darlegt.

Im Beitrag von *Dolz, Mabillard, Tobola Couchepin* und *Vuillet* wird der Schreibunterricht zur Textsorte „Antwort auf Leserbrief“ aus drei komplementären Blickwinkeln untersucht. Es geht (1) um die Effekte einer Unterrichtssequenz, (2) um die Schüler und Schülerinnen mit Schwierigkeiten in der Textproduktion und (3) die Interventionen der Lehrperson insbesondere in Bezug auf ebendiese Schwierigkeiten. Die Interventionen beziehen sich unter anderem auf die Art und Weise, wie die Schüler und Schülerinnen in den Lernprozess einbezogen werden. Der Beitrag kommt zum Ergebnis, dass die Lehrperson ihren Unterricht gegenüber Lernenden mit Schwierigkeiten sehr wohl differenziert. Ihre Intervention ist jedoch vor allem darauf ausgerichtet, die Aufmerksamkeit der Lernenden aufrecht zu erhalten und weniger auf die Schwierigkeiten mit den Textkomponenten. Laut den Autoren ist dieses Ergebnis für die Aus- und Weiterbildung von Lehrpersonen relevant, weil dadurch Hinweise auf spezifische Unterrichtssequenzen und auf die dort möglichen Interventionen der Lehrpersonen vorliegen. Dieser Beitrag macht deutlich, wie wichtig theoretische Überlegungen zu bestimmten Lernzielen sind, die sich auf einzelne Textsorten beziehen, und wie wichtig präzise Indikatoren sind, welche die Analyse der spezifisch für die schriftliche Produktion benötigten Fähigkeiten erlauben. Wenn die noch laufende Untersuchung abgeschlossen ist, wird von den Lehrerinterventionen ein noch präziseres Bild zu zeichnen sein. Es sei hier erwähnt, dass es sich bei der hier vorgestellten Untersuchung, um eine Kooperation zwischen einem Professor, einem Assistenten und einem Dozierenden der Abteilung für Erziehungswissenschaften der Universität Genf und Professoren und Professorinnen der Pädagogischen Hochschule Wallis handelt.

Das letzte Themenfeld, das sich um Bildungsinhalte dreht, enthält Beiträge, die für die Weiterentwicklung der Lehrerbildung nützlich sein können. Indem sie unterschiedliche Konzepte zu unterschiedlichen Themen vorlegen, wecken sie unser Interesse.

Der erste Beitrag stammt von *Leutwyler, Steinger* und *Sieber*, alle an der Pädagogischen Hochschule Zentralschweiz in Zug (PHZ Zug), die – vor dem Hintergrund der heute allgemein anerkannten Notwendigkeit der interkulturel-

len Bildung – ein stufenförmiges Entwicklungsmodell der Reflexion bezüglich interkultureller Unterschiede vorlegen. Auf der Basis einer Schreibaufgabe, die von Studierenden der PHZ Zug erledigt wurde, haben der Autor und die Autorinnen vier Reflexionstypen identifiziert. Diese Typen beschreiben der Reihe nach Niveaus, die (auch) für die Arbeit mit Lehrerstudierenden von Interesse sind: Der erste Reflexionstyp ist blind für kulturelle Unterschiede zwischen Schülerinnen und Schülern; der zweite Typ anerkennt kulturelle Unterschiede bezüglich einzelner Aspekte; der dritte Reflexionstyp relativiert die Unterschiede mit Hinweis auf verschiedene Kulturen; dem vierten Typ gelingt eine dynamische Sicht auf die kulturellen Unterschiede zwischen den Schülerinnen und Schülern. Dieser Beitrag ist originell, weil er sich auf den spezifisch schulischen Kontext bezieht, besonders aber weil er ein Instrument vorschlägt, das es ermöglicht, auf differenzierte Weise Konzeptionen von Studierenden bezüglich interkultureller Unterschiede von Schülerinnen und Schülern zu beurteilen. Bezogen auf die Betrachtung der schulischen Normativität wäre allerdings zu überlegen, ob im Sinne eines soziokulturellen Ansatz einige Erweiterungen möglich wären. Die im Beitrag gegebene Definition des «spezifischen Kontext(s) der monokulturell geprägten Institution Schule» legt dies zumindest nahe.

Auf einem generelleren Niveau legt *Buyse*, Dozent an der Universität Genf und Professor der Pädagogischen Hochschule Wallis, eine originelle theoretische Reflexion über Lernen und Entwicklung vor, die sich vorwiegend an den Konzepten von Piaget und Vygotski orientiert, um daraus Erkenntnisse für die von der reflexiven Praxis inspirierte Lehrerbildung zu gewinnen. Buyse konzeptualisiert Lernen und Entwicklung als offenes System, indem externe Vermittlungsprozesse das kognitive und das emotionale System aus dem Gleichgewicht bringen (können), aber auch zur Wiederherstellung des Gleichgewichts beitragen. Die Wiederherstellung des Gleichgewichts wird als ein Prozess der Verinnerlichung definiert, den das lernende Subjekt vollziehen muss. Dieser Prozess kann gelingen, wenn das Subjekt aus den Vermittlungen Sinn konstruieren kann. Buyse unterscheidet kontrollierende Vermittlungsprozesse, die sich auf die Selbstregulation des Lernens beziehen und strukturierende Vermittlungsprozesse, die eine Bewusstwerdung von Sinnzusammenhängen erlauben. Die in diesem Beitrag vorgelegte Perspektive ist durchaus innovativ, die empirische Gültigkeit des Modells gilt es jedoch noch zu zeigen.

*Kappeler* und *Simoni*, erstere wissenschaftliche Mitarbeiterin an der PH FHNW und letztere Direktorin des *Marie Meierhofer-Institut für das Kind*, untersuchen in einer interessanten entwicklungspsychologischen Arbeit das Auftreten von ersten prosozialen Verhaltensweisen des Kleinkindes. Es wurden verschiedene Verhaltensweisen wie das Anbieten oder das Annehmen eines Objekts, Hilfeleistungen, Wiedergutmachung oder Trost beobachtet und videografiert. Die Stichprobe umfasst 28 Kinder zwischen 8 Monaten und 2 Jahren. Die Analyse zeigt, dass zwar alle Kinder prosoziale Verhaltensmuster entwickeln, dass aber doch auch wichtige interindividuelle Unterschiede bestehen: Die Verhal-

tensweisen tauchen zu unterschiedlichen Zeitpunkten auf und sind je nach Kind unterschiedlich ausgeprägt. Einige Verhaltensweisen manifestieren sich früher und häufiger – wie z.B. das Anbieten eines Objekts – und andere später und seltener – wie z.B. Trost spenden. Auch Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen haben sich gezeigt. Die Autorinnen, die betonen, dass sich diese Unterschiede in anderen Studien nicht gezeigt haben, führen die Geschlechtsunterschiede auf die unterschiedlichen und differenzierenden Erwartungen und Aufforderungen seitens der Erwachsenen zurück. Diese Studie trägt unzweifelhaft zum Verstehen der Entwicklung des prosozialen Verhaltens von Kleinkindern bei und ist auch deshalb von besonderer Aktualität, weil in der Schweiz zurzeit eine Diskussion über die familiäre und institutionelle Kleinkinderbetreuung im Gange ist. Der Untersuchungsansatz stösst allerdings an gewisse Grenzen, weil der Einfluss der Erwachsenen empirisch nicht berücksichtigt wird. Weder Haltungen noch Reaktionen der Erwachsenen bezüglich des Verhaltens der Kinder kommen in den Analysekategorien vor, was problematisch ist, weil diese zur Erklärung von Unterschieden, namentlich der Geschlechtsunterschiede, herangezogen werden.

Die vorliegende Ausgabe unserer Zeitschrift zeigt ein grosses Spektrum der bildungswissenschaftlichen Forschung in Verbindung mit der Lehrerbildung in der Schweiz auf. Zu bemerken ist, dass der letzte Beitrag einen eher indirekten Nutzen bringt, etwa im Hinblick auf die Ausbildung von Kleinkinderzieherinnen und Kleinkinderziehern. Laut der Analyse von Criblez und Manz wurde dieses Themenfeld bis anhin in der Zeitschrift wenig berücksichtigt: Wir hoffen, dass hier in naher Zukunft weitere Untersuchungen zu diesem Thema ihren Platz finden.

Noch drei kurze Schlussfolgerungen. Wir betonen, dass sich fast alle Beiträge auf empirische Daten stützen und dass die methodischen Entscheidungen jeweils sorgfältig verdeutlicht werden. Die Tatsache, dass ein breites Spektrum an Methoden vorgestellt wird, ist zweifellos ein Zeichen für die Vielfalt und die Qualität der bildungswissenschaftlichen Forschung in der Schweiz. Wir weisen zudem darauf hin, dass hier zahlreiche Autorinnen vertreten sind: Die Tendenz, dass vermehrt Frauen in den Erziehungswissenschaften publizieren – was bereits von Criblez und Manz festgestellt wurde – lässt sich auch hier beobachten. Wird sich diese Tendenz auch in Zukunft fortsetzen und in erfolgreichen Karrieren niederschlagen, wenn es z. B. um die Besetzung von Professuren geht? Wir können es nur hoffen. Abschliessend blicken wir in die Zukunft und setzen auf verstärkte Beziehungen zwischen den universitären und den Lehrerbildungsinstituten. In den vergangenen Jahren hat die bildungswissenschaftliche Forschung kantonsübergreifend eine dynamische Entwicklung durchgemacht, namentlich an den Pädagogischen Hochschulen. Zukünftige institutions- und regionsübergreifende Forschungsprojekte könnten eine Entwicklungsperspektive schaffen, die eine Überwindung der (auch) in dieser Nummer aufscheinenden Unterschiede und die Schaffung von echtem wissenschaftlichem Mehrwert herbeiführen kann.